

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Das Paradies der Erde.

Roman von Uda von Gersdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Irgend eine höfliche Schmeichelei herauszubringen, war mir ganz unmöglich, eine seltsame Traurigkeit hatte mich gefaßt. Ich hätte am liebsten die schöne schlanke Hand, mit der sie jetzt langsam über ihr Haar glitt, gestreichelt, während ich ernst sagte: „Gräfin verfügen über viel Schöneres und Anziehenderes, als über derlei vergängliche Vorzüge, die so allgemein sind, wie —“

„Wie die Jugend,“ vollendete sie scherzend und fuhr heiter fort: „Manchmal hat es ja auch sein Angenehmes, alt zu sein... So manchen Zwang im gesellschaftlichen Verkehr braucht man sich nicht mehr aufzuerlegen, besonders bei Männern, die uns sympathisch sind, und mütterliche und tantehafte Gefühle braucht man nicht zu verbergen, die Welt gestattet sie gern, und der Mann schämt sie zuweilen höher, als wenn er auf der Hut sein müßte, mißverstanden zu werden und Hoffnungen zu erregen. Vor fünfzehn, zwanzig Jahren hätte ich mir wohl kaum die Freiheit nehmen dürfen, Sie, den ich erst zwei- oder dreimal gesehen habe, sans gêne zu mir einzuladen, um mit Ihnen allein die Wälder zu durchstreifen, wie wir morgen tun werden.“

„Schade, daß es sich nicht umgekehrt verhält — mit dem Altersunterschied,“ entfuhr es mir.

„Uns Himmels willen!“ wehrte sie lachend ab, „ich weiß nicht, ob ich Sie so rasch liebgewonnen und auf zwei Tage eingeladen hätte, wenn Sie Regimentskommandeur und alter Hagestolz gewesen wären. Nein, es ist sehr gut so, wie es ist. Ich ziehe die zwanglose Unbefangenheit, dieses trauliche Tete-a-tete mit Ihnen, liebes Kind,“ sagte sie mit grazioser Schelmerei, „bei weitem vor. So kann man sich doch gefahrlos näher kommen, sich über viele interessante Dinge unterhalten und aussprechen, die sonst alle auf den Index gesetzt wären, kann männlichen Auffassungen und Ansichten die feintgen entgegenhalten, wie — nun eben, wie es eine Mutter oder Tante dem gereiften Sohn oder Neffen gegenüber tun darf.“

Ich wirbelte mein Härtchen und neigte gehorsam zustimmend mein Haupt, während ich überlegte, ob ich, wenn Tante Vally mir gegenüber säße, auch so von dem Situationszauber berauscht sein würde, obwohl in ihrem braunen Wellenschittel kein einziges graues Haar ist und auch nie eines hineinkommen kann. Barerwitsch hob den vornehmen Kopf und sah seine Herrin mit unzweifelhafter Frage an, denn der schöne Fuß, der in etwas gesteigertem Tempo sein seidiges Fell berührte, bereitete ihm augenblicklich kein solches Vergnügen wie mir das Zuschauen, das mir, ohne daß sie es ahnte, von meinem niedrigen Sessel aus unter der jähmalen Kupferplatte des Tischchens hin

sehr bequem gemacht war. Leider schien mir der Köter das nicht zu gönnen, oder er hoffte, daß meine Nerven ruhiger als die seiner Herrin sein würden, um ihn nicht auch nervös zu machen. Er streckte sich vor mir nieder, und nun lagen die nervösen Füßchen still übereinander und kaum die glänzenden Lackspitzen sahen unter dem dunklen Kleidersaum hervor. Ohnehin hatte Gräfin Wietrösberg die Unterhaltung auf meine Heimat, mein Elternhaus, das so lange schon geschlossen war, gelenkt und damit ein ernstes Thema angeschlagen, das mich den Situationszauber vergessen ließ. Ich sprach, wie mir's ums Herz war, und das hatte ich bisher so recht noch nie gekonnt. Wo hätte sich auch die Gelegenheit dazu finden sollen? Früh verwaist. Erst Kadettenkorps, dann Offizierkorps: Kameradschaft — auch gute Freundschaft. Viel konnte man vom jungen Leben und Streben miteinander teilen, aber das Beste doch nicht, wenn man überhaupt ja so recht zum Bewußtsein darüber gekommen war, was denn da so ganz tief unten im Herzen saß, und sich wohl gar noch solcher Gefühle schämte, die man nicht schneidig, nicht männlich fand.

Freilich war es auch noch niemand darum zu tun gewesen, die Tiefen meines Herzens zu erforschen. Man war völlig zufrieden mit dem, was ich gab, was man sah. Nichts was über das Mittelmaß hinausging: Gentleman, schneidiger Soldat, guter Kamerad und was man sonst für die Welt brauchte.

Das Leben geliebt

Und die Krone geküßt —

Und den Frauen das Herz gegeben...

Wer weiß, wie mancher von uns in der Verborgenheit seines Herzens schon einen kostbaren Schatz verschloß, der nur von einem tiefer blickenden Menschen gehoben sein wollte — und den er selbst nie fand. Denn das Zauberwort zu finden, das bis auf den Grund unsrer Seele bringt, das schlummernde Unbekannte in uns, wertvoll oder nicht, wachzurufen, das versteht und vermag nur eine Frau, eine Mutter oder eine mütterliche Freundin, die uns lieb hat. Ja, lieb haben muß sie uns, sonst läßt man sie nicht in den dunklen Schacht unsrer Empfindungen, die uns selbst eine terra incognita sind, hinabsteigen. (Nun aber halt den Gaul, lieber Harry, sonst geht er durch und legt dich ins Wasser oder in die Kesseln.)

Ich habe kaum je solch einen interessanten Abend erlebt, obwohl die Gräfin gar nicht so viel sprach, sondern mir meist das Wort ließ und dann darauf antwortete und mir manches deutete, womit ich bisher nichts anzufangen wußte.

Es war fast Mitternacht, als ich, ganz erschrocken, sie so lange von der Ruhe abgehalten zu haben, aufsprang, um mich zurückzuziehen.

Ich führte ihre Hand an meine Lippen und sagte, während mich leise wieder der Situationszauber umfing: „Gute Nacht, teure Gräfin, und Dank, innigen Dank für diesen so wunderbaren Abend.“

Dabei lächelte sie wehmütig, wie sie sonst nie tut, und

sagte leise: „Auch ich habe zu denken . . .“ Und ihre weichen Zähne leuchteten einen Moment zwischen ihren feinen, blassen Lippen, diesen noch unberührten und von fremden Männerlippen sicher noch ungeküssten Lippen. Und es wallte etwas in mir auf wie glühendes Mitleid, daß diese so edle, gütige Frau das Schönste im Leben nie gekannt hat, nie kennen wird: sich heißer Liebe zu ergeben und die Erinnerung daran unauflöslich in ihrem Busen zu verwahren. Ich sah in ihre Augen und auf diesen unberührten Mund, während ich ihre Hand an meine Lippen sog, und da ging es auf einmal so heiß erschrocken durch ihre Augen, sie trat zurück, und wie eine zarte rosige Wille lief es rasch über ihr herbes kluges Gesicht.

Wunderbares Rätsel des Frauenherzens! Sie kennt zu gut den enormen Altersunterschied, der keine andern als mütterliche und freundschaftliche Gefühle aufkommen lassen kann, sie spricht zu mir wie eine mütterliche Freundin, aber vieles, was zwischen den jungen Leuten beider Geschlechter nie berührt wird, sich aber unbefangen über die Lippen einer edlen Frau wagen darf, die jenseits der Grenze jugendlicher Heißblütigkeit steht und dennoch — dies erschreckte Zurückweichen vor dem bloßen, vielleicht einen Moment in meinen Augen sich verrathenden Gedanken, nicht nur ihre Hand, sondern in der Auhwallung kindlicher Herzlichkeit auch ihre Lippen zu küssen, wie einer Mutter oder Schwester, wie ich Tante Vally küsse. Und doch hätte ich es nie gewagt, obwohl mir ihr schelmisches: „Gute Nacht — liebes Kind!“ die Berechtigung dazu hätte geben können. Ja — der Kuß ist ein zweischneidiges Ding; eine unempfindliche Berührung, eine gedankenlose Zeremonie — oder eine rasende Gefährlichkeit, eine wilde Seligkeit, die alle Nerven zusammenschüttelt und Tod und Ehre aus dem Wege schleudert und ewig unergänzlich Glück bedeutet. . . . Notabene! so stelle ich mir die Sache in der Theorie vor, in der Praxis habe ich solch einen Kuß weder gegeben noch empfangen, aber ich glaube, ich fürchte fast, ich wäre fähig so zu küssen, ja, ich wünsche es mir, ich sehne mich wahnsinnig danach, wenigstens war dies in der Nacht der Fall, als ich in Regenwalde am offenen Fenster meines Zimmers stand, vom Schlafe gestoben, weil meine Gedankenwelt zu viel Neues und Ungeahntes aufgenommen hatte. Es war so totenstill im Hause. Die Nacht lag draußen über den massigen Kronen der alten Eichen, deren leises Schwanken sie von den Wolken am Himmel abhob, durch die der Mond seine scharfglänzende Sichel schob. Es hatte aufgehört zu regnen, die Luft war frischer wie am Abend, von Osten wehte es leicht herüber. Morgen würde ein schöner Tag werden, dachte ich.

Es wurde auch wirklich schön. Der Morgen war von einer Frische, einer Farbenpracht, einem prachtvollen herbstlichen Erd- und Waldgeruch, der mir angenehm entgegenwehte. Ich hatte trotz oder vielleicht wegen der großen Stille in dem alten Herrenhause, die Gedanken und Gefühle ungehört aufkommen ließ, nicht so gut geschlafen, wie zu Hause, wo doch alle möglichen Geräusche von der Straße, von Korrolewskis ewig knarrendem Schild, vom Hof, von dem Familienleben meines kindergeriegneten Hauswirthes, aus dem Stall von meinen geliebten Pferden, gewöhnlich in meine Gedanken und Träume unbenutzen hineinspukten.

Nat wie Kupfer klagte die Morgensonne langsam über den bläulichen Himmel, in dem noch die Mondsichel lag, wie ein Kahn auf klarem Wasser, und ein merkwürdig heller, goldener Stern stand einsam dicht darüber. Da hörte ich schon Lären im Hause gehen, hörte Rufe, fernes Eisenklirren, Pferdetrappeln, Kindergebrüll, von dem Wirtschaftshofe her, und da trat auch schon Gräfin Wanda im schwarzen Reitdreh auf die Rampe, hoch und gertenchlant aussehend, eine schwarzamtene Jodeimütze auf der schweren Masse ihrer Flechten, deren Silberfäden ich selbst auf diese Entfernung hin leider sehr gut sehen konnte.

Die Schleppe hatte sie über den Arm geworfen, ohne zu ahnen, daß sie meiner Passion für schöne Fäße und elegante Knöchel eine kurze, aber ausgiebige Augenweide bot.

Mit einem fröhlichen: „Guten Morgen, Herr von Nehn, schnell zum Kaffee in der Halle! Wir wollen gleich los,“ lud sie mich ein, herunterzukommen. Ich sprang leichtfüßig wie ein Junge die schöne uralte Eichenholzstreppe hinunter, um mir das köstliche und reichliche Frühstück trefflich schmecken zu lassen. Alles, was eine reiche Landwirthschaft im Herbst an Schmackhaftem zu einem solennen ersten Frühstück aufweisen konnte, war auf dem großen Tisch in der Halle aufgetragen. Gräfin Wanda trat zuletzt noch ein, in

einen großen Schal gewickelt, fröstelnd und uns durchaus nicht beneidend um unsern Ausflug zu Pferde an dem sehr frischen Herbstmorgen in das regennasse Land. Die Pferde wurden auf die Rampe geführt. Apollo, etwas aufgeregter von dem fremden Stall, sah bildschön aus, mir schwoll das Herz vor Besitzerstolz und Reiterfreude, denn ich wußte, daß der tolle Bursch sich von mir meistern ließ und Gräfin Wanda uns bewundern mußte. . . . Während ich die übliche Inspektion an Apollo vornahm, trat der Reitknecht heran, um der Gräfin auf ihren Goldsuchs zu helfen. Na, darauf hatte ich bloß gewartet! Mir das nehmen lassen! Auf dem kürzesten Wege unter Apollos Bauche durchschlüpfend, kam ich dem Reitknecht zuvor, und der schönste Frauenfuß der Welt schmiegte sich in meine Hand, und ich stellte mich möglichst ungeschickt, um diese Wonne möglichst lange zu genießen. Als ich aufjah, lag wieder wie gestern Abend ein rosiger Schein auf ihrem Antlitz.

Wir ritten vergnügt in den frischen Morgen hinein. Die Naturbilder mit der Feder zu fixieren, Felder und Wälder, Forstbestand und Wildkultur, selbst die prachtvollen Zweijährigen und die bildschönen Remonten, hatte für das Tagebuch eigentlich keinen Zweck. Der Himmel mit den ziehenden Wildgänsen und dem eleganten Riesendreieck der Kraniche und Fischreiher erschien wie ein belebter Verkehrsring und gern wäre man mitgezogen da oben in der glänzend blauen Luft. Et was! Auf der Erde war's auch schön und nirgends wohl schöner als auf dem Rücken Apollos, der zum Glück nicht fliegen konnte. Die verheißungsvollsten Anstalten machte er übrigens schon dazu. Ihn stachelte wohl der schöne Hafer von Regenwalde und die sonnige kalte Herbstluft, vielleicht auch die Gesellschaft von Goldsuchs mit den ruhigen, vollendet schönen Gängen; und ich mußte ihn ein paar mal scharf zurechtweisen, bis Gräfin Wanda mit ihrem feinen Lächeln riet, ich sollte ihn sich mal auf dem schweren Sandweg, in den wir bogen, austoben lassen.

„Er weiß, scheint es, nicht, wo er mit der überhäufigen Kraft hin soll, es prickelt ihm in allen Adern und er will seinen Sturm lauf haben, sonst wird er nervös.“ — „Kommen Sie: Los! Galopp!“ sagte sie und strich freundlich mit der Hand über seine Rüstern, die gerade in ihrem Handbereich nach dem Halse ihres Goldsuchses schnüffelten. Ich setzte ihm etwas unerwartet die Sporen in die Flanken und nach einigem Steigen und Hauen stob er in wahnsinnigem Tempo den breiten Sandweg hinauf. Der Goldsuchs, obwohl ohne jede Anruhe, tadellos erzogen, blieb mir hart an den Gurten. Die beiden Tiere gaben einander an Wert nichts nach, nur daß Apollo ein paar Jahre weniger unterm Sattel war und heftiger im Temperament.

In der Försterei machten wir Mittag — aßen Rebhühner und Kramsvogel, so tadellos zubereitet, wie das nur in einer echten Waldwirthschaft zu finden ist, wo man das liebe Edelwild in keiner Weise verdirbt und verhandelt. Dazu einen exquisiten Rautenthaler! Der prachtvolle Ritt, das Schöne, Interessante, Neue, was wir der Rautenthaler bisher in Regenwalde geboten hatte, machte mich ganz übermüthig, ich kam mir selbst ganz fremd vor, das Leben in Privatitz und Umgegend erschien mir paradiesisch, und über die kleinen Unvollkommenheiten setzte ich mich heute hinweg.

Und da fuhren wir in den Wald, der Förster mit. — Die Gräfin lenkte das hellbraune erstklassige Jüdergespann im rohlledernen Riemenzeug über Brust und Schultern. Ich saß neben ihr. Auf halbreiterischen Wegen ging es in abend-dämmerigem Forst immer quer durch die Gräben, daß die Pferdeköpfe hoch über uns standen, wenn sie drüben landeten. Eine Schwäche, ein Zurückhalten, ein Defekt am Lederzeug — und wir hätten unter Pferd und Wagen im Graben gelegen. Es war heraufchend schön! Ab und zu ein Halt, ein Wink mit der Peitsche, lautloses Schauen, Rehwild in Gruppen, Fuchs und Iltis über den Weg und der Zwölferender, den ich morgen früh treffen sollte, trat in stolzer Ruhe auf die Lichtung. . . . Herz und Nerven schauerten in Lebenslust und in vorahnender Weidmannsfreude.

Dann zurück ins Forsthaus und wieder auf die Pferde. — Apollo hatte ausgetobt. Ruhig laudend und nickend, schließt er mächtig aus neben dem edlen Gefährten, an den er sich gewöhnt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der englische Hut.

Stimme aus unseren Tagen von Walter Kaufmann.

Kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges hatte ich mir einen neuen Hut gekauft. Einen schwarzen, steifen Hut mit hellblauem Futter und Goldbuchstaben darin. Die Goldbuchstaben stammten von der Hutfabrik und zeigten neben der Firma auch die Form und die Echtheit des Hutes an.

„Gut englisches Fabrikat,“ hatte mir der Verkäufer gesagt, als ich mir in einem großen Hutladen die neue Kopfbedeckung kaufen wollte.

„Sooo?“

„Ja, sehen Sie hier“ — und damit nahm mir der Kaufmann den Hut, den ich schon liebevoll von allen Seiten besichtigen hatte, wieder aus der Hand, wandte ihn um und zeigte mir mit seinem Zeigefinger auf das hellblaue Futter — „sehen Sie, hier steht es: Smith and Son. Made in Great-Britain, Novin.“

„Um.“ Weiter sagte ich nichts. Nahm den Hut wieder und setzte ihn auf. Als ich in den Spiegel sah, mußte ich gestehen, daß er mir recht gut stand.

„Wo wirklich letzte englische Neuheit?“

„Jawohl, mein Herr.“

Der echte englische Hut war mein Eigentum geworden.

Nun besah ich zwei berartige Kopfbedeckungen. Der eine war für die Wochentage, der andere — der englische — für Sonn- und Feiertage bestimmt.

Der Krieg brauchte über das Land und setzte mit sich weg alles, was nicht gut deutsch war. Schilder wurden geändert, Geschäftsempfehlungen neu gedruckt. Auf den Speisekarten bestellte man sich der Anwendung von deutschen Bezeichnungen. Kurzum — wir haben es ja auch alle miterlebt — es begann eine Reinigung der deutschen Sprache. Ein jeder Mensch übte in dieser Beziehung Selbstkritik.

Bis hierher hatte ich an meinem neuen Hut immer Freude gehabt. Sorgfältig lag er während der ganzen Woche fein säuberlich in einer Schachtel im Schrank und wurde am siebenten Tage in der Woche hervorgeholt, damit er meinen Kopf ordentlich schmückte. Von nun an war mir die „letzte englische Neuheit“ verleidet worden. Und da ich ein Mann von Grundsätze bin, so gelobte ich mir, den Hut nicht wieder aufzusetzen. Was aber sollte ich mit dem Ding machen? Verschicken? Dann trug ein anderer wieder zum Zeichen wider alles, was deutsch war. Und das wollte ich doch gerade vermeiden. Sollte ich den Hut im Schrank verstauen lassen? Das wäre wohl möglich gewesen, aber immer, wenn ich aus dem Spinde etwas herausholen mußte, würde ich an den englischen Hut erinnert werden. Und das würde doch ärgerlich sein, zumal er gutes deutsches Geld gekostet hatte, das nun unwiederbringlich nach England gekommen war. blieb also mir noch das eine übrig: den Hut vernichten, so, daß er nimmer mehr zum Vorschein kam.

An einem Sonntag morgen wurde er denn zum letzten Male hervorgeholt. Mit meinem Rasiermesser — das Gott sei Dank deutsches Fabrikat war — schnitt ich den echt englischen Hut in zwei Hälften und brachte die einzelnen Stücke zu meinem Frau in die Küche, damit sie die Ueberreste sang- und klanglos im Herde verbrenne.

Der englische Hut hatte bestanden.

Ich beschloß, um die Ausgabe zu verschmerzen, einige Zeit den Alltagshut auch Sonntags zu tragen, so lange, bis der Schaden, den ich mir selbst zuzuschreiben hatte, wieder ausgeglichen sein würde.

Aber es kam anders. Meine Frau erklärte mir, ich könnte mit dem alten Hut des Sonntags nicht über die Straße gehen und müßte mir unbedingt einen neuen kaufen. „Uebrigens,“ so sagte sie hinzu, „in diesen Zeiten des geschäftlichen Niederganges muß man unsere deutschen Kaufleute und Fabrikanten unterstützen.“

Eine Stunde später stand ich im Laden des Huthändlers, in dem ich mir kürzlich den Englischen gekauft hatte. Eigentlich wollte ich dieses Geschäft nicht mehr betreten. Aber, sagte ich mir, gehe dorthin, und wenn dir der Mann wieder ausländisches Fabrikat vorlegt, so mache ihn auf sein Deutlichkeit aufmerksam. So erfüllst du eine gute vaterländische Pflicht.

„Ich möchte einen neuen Hut kaufen.“

„Bitte sehr, mein Herr. Hier ist eine Auswahl guter Ware. Aus deutschen Fabriken hervorgegangen.“

„Aha, dachte ich bei mir. Hat auch schon gelernt, deutsch zu sein.“

Ich sah mir die Hüte an. Sie waren sehr schön, hatten eine gute Form. Nur eins gefiel mir nicht, sie hatten alle kein Futter. Wie ein Blitz schoß es mir durch den Kopf: der Kaufmann hat das Futter herausgetrennt, um seine englische Ware loszuwerden. Warre, Fremden, das werde ich herauslegen. Dafür wirst du büßen müssen.

„Haben Sie keine Hüte mit Futter. Ich wünsche einen Hut mit hellblauem Seidenfutter.“

Der Kaufmann wurde verlegen.

„Bedauere wirklich, mein Herr,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „aber die gefütterten Hüte sind zurzeit ausgegangen. Die neue Sendung trifft in den nächsten Tagen ein.“

Nun schwoll mir der Kamm. Auf solche Art wollte der Kaufmann das Publikum täuschen. Da kam er bei mir an die falsche Adresse. Ich sagte ihm mit aller Deutlichkeit, daß ich mir eine solche Täuschung verbiete und er solle sehen, daß er seine ausländische Ware bei den Dollentotten los werde, aber nicht bei den Deutschen. Der Kaufmann hatte verstanden. Als ich schon die Türhinge in der Hand hatte, rief er mich zurück, entschuldigte sich — ich wußte im Augenblick nicht, wofür, — und gab mir eine Erklärung ab. Ein über das andere Mal mußte er sich über meinen Scherz über wundern, was mir natürlich gewaltig Freude machte.

„Mein Herr, wenn Sie diesen Hut kaufen, so haben Sie deutsches Fabrikat erworben und ihr Geld deutschen Fabrikanten und deutschen Arbeitern zuzuführen lassen.“

„Das ist doch aber nicht möglich. Denn das sind doch die gleichen Hüte, die Sie mir vor einigen Wochen als englisches Fabrikat vorlegten. Sie haben eben nur das Futter herausgetrennt, damit man den Ursprung nicht erfahren kann.“

„Wieder haben Sie recht, bis zu einem gewissen Punkt.“

„Und der wäre?“

„Das Futter ist herausgetrennt worden, aber erst, nachdem ich von dem Fabrikanten erfahren habe, daß er jahrelang eine Täuschung begangen habe.“

„Das ist ja geradezu empörend.“

„Nicht wahr, das sage ich auch. Aber, bedenken Sie, mein Herr, das Publikum hat es so gewollt.“

Ich machte eine abwehrende Bewegung.

„Doch, es ist so. Denken Sie an die Zeiten zurück. Wollte jemand deutsche Hüte kaufen? Es mußte englische Form, es mußte englische Mode sein. Und wir haben in Deutschland sehr viele Hutfabriken mit Tausenden von Arbeitern. Sie alle wollten leben. Und da sie ihre Waren absetzen mußten, so begingen sie eben die verlangte Täuschung.“

Das war ein reines Privatistimum, das mir der Kaufmann hielt. Ich erröte wohl und wollte mich entfernen.

„Bon nun an wird eine Täuschung nicht mehr vorkommen. Das laufende Publikum selbst wird daran mitarbeiten.“

Schnell laute ich mir einen neuen Hut. Deutsches Fabrikat.

Auf der Straße fiel mir ein, daß ich den „englischen Hut“ eigentlich hätte im Spinde verstauen lassen können bis zum heutigen Tag. War das Futter heraus, war er deutsch.

Ich schloß diese Erkenntnis herunter.

Aber die „Ohrfeige“, die ich soeben erhalten hatte, brannte heiß auf meiner Wange.

## Wie man Weißbrot frisch erhält.

Das durch einen Beschluß des Bundesrats erlassene Verbot der Nachtbäckerei bereitet den Freunden der Brötchen und Semmeln große Sorge. Woher sollen sie zum Morgenlaffe und zum Frühstück ihr frisches, knusperiges Weißbrot nehmen? Nun, auch für diejenigen, die zur Arbeitszeit ihre Brötchen nicht mitbringen können oder aus Gesundheitsrücksichten nicht mitbringen können, ist gesorgt. Der Amsterdamer Arzt J. R. Kay hat eingehende Untersuchungen über die Ursache des Altbackenwerdens des Weißbrotes angestellt, auf Grund deren er, um dies gleich vorwegzunehmen, besondere Brotkränke für kleinere und größere Betriebe bauen ließ, die sich als äußerst brauchbar bewährt haben. Das Innere des Brötchens, die sogenannte Krume, vermag heute jeder Bäcker so zu baden, daß sie sich ohne Anwendung besonderer Kunstgriffe zwölf bis fünfzehn Stunden frisch erhält. Etwas anderes ist es aber mit der Rinde, die ihre Knusperigkeit schnell verliert. Gerade diese Knusperigkeit gibt aber dem frischen Weißbrot seinen besonderen Reiz und Geschmack. Das Weichwerden der Rinde wird, wie Kay feststellte, durch den Unterschied der Wasserdampfspannung von Krume und Kruste bedingt. Während die Krume fast die gleiche Dampfspannung wie reines Wasser, nämlich 97 bis 100 v. H. besitzt, hat die Kruste durch das starke Austrocknen im Backofen eine sehr niedrige Dampfspannung von höchstens 16 v. H. erhalten. Beim Aufbewahren der Brötchen beginnt daher bald Wasser von der Krume zur Kruste zu dringen, und diese Wasseraufnahme der Rinde, die natürlich durch die Aufbewahrung des Gebäcks in feuchter Luft noch beschleunigt wird, hält so lange an, bis in der Dampfspannung zwischen Krume und Kruste Gleichgewicht besteht. Das Weichwerden der Rinde ist also ein Quellvorgang, bei dem sich Wasser zwischen den kleinsten Teilchen der Kruste lagert. Um diese Veränderung zahlenmäßig zu untersuchen, hat Kay die Kruste eines frischen Brötchens zu kleinen Schuppen geschabt und diese über Schwefelsäure-Wassergemisches von bekannter Wasserdampfspannung stehen lassen, so daß er den jeweils verschiedenen Wassergehalt genau feststellen konnte. Dabei zeigte sich, daß die Rinde solange knusperig bleibt, als sie nicht mehr denn 18 v. H. Wasser enthält. Sobald sie mehr Wasser aufnimmt, wird sie weich. Dieser Wassergehalt von 18 v. H. entspricht aber einer Wasserdampfspannung von 85 v. H. der Maximaldampfspannung. Oder mit anderen Worten: in einem Raume mit getrockneter Luft, bei der die Feuchtigkeit nur 85 v. H. oder weniger beträgt, bleibt die Rinde ständig knusperig; freilich darf die Austrocknung nicht zu weit gehen, damit nicht etwa die Krume an Wasser verliert und so das Innere des Gebäcks trocken wird. Man darf sich also von einem Feuchtigkeitsgehalt von 85 v. H. nicht weit nach unten entfernen. Im allgemeinen kann man sagen, daß bei Feuchtigkeiten von 75 bis 80 v. H. Spannung die Rinde der Bröt-

chen und Semmeln nach 14 Stunden noch vollkommen frisch und luftverig ist. Man kann also am Abend gebadenes Weißbrot in entsprechenden, kräftig ventilierten Trockenrichtungen unabhängig vom Feuchtigkeitsgehalt der Luft und der Bitterung mit knuspriger Rinde bis zum Verkauf am nächsten Morgen aufbewahren, wenn der Bäcker nur dafür Sorge trägt, daß die Krume derartig ausgebacken ist, daß sie dieselbe Zeit hindurch frisch bleibt. Die Untersuchungen von Kay haben aber nicht nur ihre Bedeutung für die jetzige Kriegszeit. Auf die sozialen Schäden der Nachtarbeit im Bäckereibetrieb ist schon vielfach hingewiesen worden. Da jetzt die Möglichkeit besteht, am Abend gebadenes Weißbrot bis zum nächsten Morgen frisch zu erhalten, kann die Nachtbäckerei vielleicht auch nach dem Kriege eine nicht unwesentliche Einschränkung erfahren.

### Vermischtes.

\* Ein Franktireur-Anschlag vor 222 Jahren. Das Franktireurwesen, unter dem unsere Truppen beinahe ausschließlich vorwiegend auf belagerten Kriegsschauplätzen zu leiden hatten, ist keineswegs ein neuerer Datum, oder gar, wie vielfach angenommen wird, eine „Errungenschaft“ des Feldzuges 1870/71. Im Jahre der Geschichte fehlt es seit Jahrhunderten nicht an Beispielen hinterlistiger Ueberfälle von Nichtsoldaten auf feindliche Truppenverbände. Und es ist heute für uns von besonderem Interesse, daran zu erinnern, daß diese verabscheuungswürdige Art der Kriegsführung besonders bei der Bevölkerung der Gebiete um Vättich und Namur aufscheinend als geheiligte Ueberlieferung ailt. Würde doch gerade in Namur vor genau 222 Jahren ein wenig bekannter, aber überaus bezeichnender Franktireur-Anschlag aufgedeckt. Die französischen Memoirenschreiber Philippe von Danaean und Louis von Saint-Simon, von denen letzterer als Offizier in der Armee Ludwigs XIV. Augenzeuge des interessanten Vorfalles wurde, erwähnen in ihren Schilderungen übereinstimmend diese geschichtliche Tatsache. Es war im Sommer des Jahres 1692, als Ludwig XIV., der sich durch den Nacher Frieden von 1688 die Niederlande zum erbittertesten Feinde gemacht hatte, an der Spitze seiner Armee das stief befestigte Namur nach kaum einmonatlicher Belagerung einnahm. Trotzdem König Ludwig sich als äußerst humaner Eroberer erwies, zeigte es sich doch, daß gegenüber der Bevölkerung Namurs scharfes Mißtrauen am Plage war. Zur Vorsicht ließ man, ehe der König in die Stadt einzog, eine peinlich genaue Durchsuchung der Feste nach Kriegsmaterial und Waffen vornehmen, die zu einem überraschenden Ergebnis führte. In dem Kellergewölbe eines Klosters, das erst auf wiederholte energische Aufforderung seine Pforten öffnete, fand man eine große Menge Pulver und nicht wenig als 1250 Bomben. Es war offenbar, daß es sich hier um ein vorbereitetes Franktireur-Komplot handelte, dessen Weggehen für die siegreichen Truppen und König Ludwig selbst unberechenbare Folgen hätte haben können. Obwohl die Aufdeckung des heimtückischen Anschlages die strengsten Strafmaßregeln forderte, ließ es der König dabei bewenden, das gebundene Bombenmaterial zu beschlagnahmen und den Abt des Klosters seiner Stellung zu entheben.

\* 26718 Pfund Kunst! Eine höchst merkwürdige und amüsante Kunstschätzung hat sich im Jahre 1738 der Doktor Johann Christian Kundmann, Arzt zu Breslau und Mitglied der kaiserlichen Reichsakademie der Naturkunde, geleistet. Selbiger Kundmann hat in gedachten Jahre ein Buch über berühmte Schleiher in Münzen erscheinen lassen, worin er anhangsweise eine Beschreibung der vom Breslauer Kardinalbischof Landgraf Friedrich von Plessen zu Ehren der heiligen Elisabeth im dortigen Dome gestifteten Kapelle lieferte. Diese Kapelle war in den Jahren 1610 bis 1700 hergestellt und mit Wobhanerarbeiten geschmückt worden, die sämtlich in Rom aus tarantischen Marmor gefertigt wurden. Diese Statuen erregten die höchste Bewunderung des Breslauer Natur- und Kunstkundigen, und um von dem Kunstwerte der Bildwerke auch dem Leser einen würdigen Begriff zu vermitteln, teilte er ihm in seiner Beschreibung die folgenden Tatsachen mit: „Diese Statuen haben allehin weit über 20 000 Rthl. gekostet, und damit man ihre Größe und Korpuslenz jüdigieren könne, setze deswegen jeder Statue Gewicht anher, und zwar nach romanischen Gewicht wieget: Die heilige Elisabeth 3 600 Pfund; Die zwei Engel an den blauen, marmornen Säulen 4356 Pfund; Die drei Engel auf dem Altare 1700 Pfund; Der Kardinal 3806 Pfund; Die Wahrheit 3936 Pfund; Die Ewigkeit 4250 Pfund; Die zwei Löwen über der Medaille 1500 Pfund; Die zwei Knaben auf beiden Seiten 1548 Pfund.“ Außer diesen „gewichtigen“ Kunstwerken muß aber die Elisabeth-Kapelle noch weitere 1994 Pfund Kunst befehen haben, denn Dr. Kundmann rechnet für sie im ganzen eine Summe von 26 718 Pfund heraus. Er war offenbar der Ansicht, man soll die Kunstwerke wägen, will man ihren Wert erkennen.

\* Joffres spanischer Ursprung. Ein französischer Journalist, der sich in Nivealtas in Französisch-Katalonien befindet, hat eine jüngere Schwester des Generalissimus Joffre aufgesucht, die ihm einige bemerkenswerte Angaben über ihre Familie macht. „Unsere Familie ist“, erklärte sie, „wenn wir den Dokumenten Glauben schenken, spanisch. Unser Urgroßvater wurde aus politischen Gründen aus seiner Heimat vertrieben und

ist über die Pyrenäen nach Frankreich gekommen, um sich im Nivealtas niederzulassen. Er hieß Gouffre, aber er gab seinem Namen die französische Form Joffre. Als er starb, übernahm mein Großvater die Leitung der Geschäfte; er verheiratete sich und hatte mehrere Töchter und im Alter von 43 Jahren noch einen Sohn. Dieser Sohn lernte das Wätherhandwerk und übte es lange Zeit aus. Er hatte elf Kinder, von denen nur drei heute noch leben: der General, ein Finanzbeamter und ich.“ Joffres Schwester erzählte noch manches von der Laufbahn des jetzigen Generalissimus und fügt hinzu, daß dieser in jedem Jahr einige Wochen bei seinem alten Vater zu weilen pflegt. In seinem Heimatland spricht er katalonisch, spielt Karten und beschäftigt sich auch mit den Grabungsarbeiten auf den väterlichen Gütern, die zur Ableitung der Wasser dienen.

\* Der dickste Mann der Welt. Den Ruhm, der dickste Mann der Welt zu sein, kann kühnlich Mr. J. Lee aus Dallas in Texas für sich in Anspruch nehmen. Daß seine Wohlbeleibtheit nicht zu übertreffen ist, ist ihm allgemein in den Vereinigten Staaten bekräftigt worden, wenn er sich dem neugierigen Publikum in seiner ganzen Massigkeit zur Schau stellte. Sein Leibesumfang hat ihm auch reichen klingenden Erfolg eingetragen, denn die Bewohner der Vereinigten Staaten moogen die einfache Darstellung seiner ungeheuren Persönlichkeit reich mit Gold aus, und heute besitzt er ein hübsches Landgut bei Dallas, auf dem er sich in Behagen und Ruhe sein Bäudlein mäuset, wenn er sich nicht gerade mit eben diesem Nivealenbopoint auf Gastreisen durch die Varietés und Schaukabinette Amerikas befindet. Erstaunlich und gewaltig ist wirklich die Körperfülle dieses Mannes, und wenn er auf der Straße erscheint, so folgt ihm stets eine große Menge. Der 34-jährige Mann wiegt 628 Pfd. und, und seine „Taille“ mißt nicht weniger als 84 Zoll. Dabei erfreut er sich einer vorzüglichen Gesundheit und behauptet, in seinem Leben noch nicht einen Tag krank gewesen zu sein.

\* Homeruse in Sing-Sing-Gefängnis. Der neue Direktor des großen amerikanischen Staatsgefängnisses von Sing-Sing, Thomas Mott Osborne, hat „ein neues System der Gefängnisdemokratie und -Justiz“ eingeführt, das in kriminalistischen Kreisen Aufsehen erregen wird. Er gewährt nämlich den Verbrechern vollständige Selbstverwaltung und behauptet, damit die besten Erfolge zu erzielen. In Sing-Sing hatte sich eine Vereinigung der Gefangenen gebildet, die sich „die Bräderschaft des goldenen Gesetzes“ nannte und aus solchen Verbrechern besteht, die den Glauben an sich selbst und an ihre Zukunft noch nicht aufgegeben haben. Aus den Reihen dieser Bräderschaft bildete Osborne ein „Kabinett“, das die Regierung über das große Gefängnis unter Mithilfe und Aufsicht des Direktors und seiner Untergebenen führt. Auch die Gerichtsbarkeit über ihre Genossen steht diesen Sträflingen zu, und zwar entscheidet der sog. „Känguruh-Gerichtshof“ über schwerere Verbrechen, wie Mord, Mordversuch, Widerstand, Schmuggel usw., während der „Gerichtshof der besonderen Sitzungen“ leichtere Vergehen aburteilt. Die rechtsprechenden Verbrecher geben sich nicht viel mit Gesetzesparagrafen ab, sondern sie fällen ihr Urteil nach dem gefunden Menschenverstand und nach einer tiefgehenden Kenntnis ihrer Kameraden. Der Direktor bildet die Berufungsinstanz. Er hält auch öfters Sitzungen mit seinem „Ministerkabinett“ ab, um auf diese Weise alle berechtigten Wünsche der Gefangenen zu erfahren und die Vorschläge der „Regierung“ entgegenzunehmen. Verschiedene Veränderungen haben bereits in der Verwaltung von Sing Sing stattgefunden. So ist z. B. die Erlaubnis des Briefschreibens für die Gefangenen bedeutend erweitert worden; der Sonntag, der bisher immer der eintönigste und langweiligste Tag in Sing Sing war, wird durch Kinovorführungen erfreulicher gestaltet usw. Auch die Rechtsprechung der Sträflinge hat sich nach dem Bericht Osbornes durchaus bewährt. Es wird dadurch eine bessere allgemeine Disziplin erreicht; die Gefangenen bewahren unter der Aufsicht ihrer Genossen bessere Ordnung und zeigen größeren Eifer, so daß viel mehr Arbeit geleistet wird. Die Absicht des Direktors geht dahin, „jedem Gefangenen Gelegenheit zur Besserung zu geben.“ Vertrauen erregt nach seiner Meinung Vertrauen, und die Zuversicht der Verbrecher in ihre eigenen sittlichen Kräfte wird durch die Zuversicht des Direktors gehärtet. „Wenn ich nur ein Prozent von ihnen vor künftigen Verbrechen damit bewahren kann, jagte Osborne, „so bin ich zufrieden. Aber ich bin fest davon überzeugt, daß es beträchtlich mehr sein werden.“

### Logograph.

Leuchtend durchbrech' ich das nächtliche Dunkel mit „F“ an  
der Spitze;  
Trag' ich im Haupte ein „D“, folg' ich dir treulich als Hund.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselrätsels in voriger Nummer:  
Ohne Feuer nur roh, ohne Leiden nicht froh.